

Oesterreichs Friedensverwendung zu Beginn des Befreiungskrieges von 1813.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG-AUGUSTS-UNIVERSITÄT ZU GÖTTINGEN

VORGELEGT VON

Friedrich Luckwaldt

aus Stettin.

Berlin

Druck von E. Ebering

Linkstrasse 16.


VE RI
TAS

Oesterreichs Friedensverwendung zu Beginn des Befreiungskrieges von 1813.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

GEORG-AUGUSTS-UNIVERSITÄT ZU GÖTTINGEN

VORGELEGT VON

Friedrich Luckwaldt

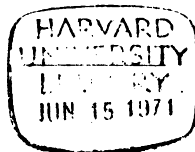
aus Stettin.

Berlin

Druck von E. Ebering

Linkstrasse 16.

Mit Genehmigung einer hohen philosophischen Fakultät umfasst der vorliegende Druck nur den Anfang der von ihr angenommenen Abhandlung; die übrigen vier Kapitel werden mit einer anschliessenden Darstellung der Bewaffneten Vermittlung Oesterreichs bis zum Kongress von Prag unter dem Gesamttitel: „Oesterreich und die Anfänge des Befreiungskrieges von 1813" als No. 10 der „Historischen Studien" im Verlage von E. Ebering in Berlin erscheinen.



Tag der mündlichen Prüfung: 6. Februar 1897.

Referent: Herr Professor Dr. Max Lehmann.

Meiner lieben Mutter.

Es wird immer eine der merkwürdigsten und folgenschwersten Thatsachen unserer vaterländischen Geschichte bleiben, dass die grosse Erhebung des Jahres 1813 sich in ihrem ersten Teil ohne die Macht vollzog, die durch vierthalb Jahrhunderte an der Spitze der deutschen Angelegenheiten gestanden hatte und noch eben jetzt bis 1809 fast zwei Dezennien unter den mutigsten und beharrlichsten Bekämpfern französischer Weltherrschaft zu finden gewesen war. Es ist schwer zu ermessen, welche Entwicklung eine andere Politik Oesterreichs als die damals befolgte der deutschen Frage gegeben hätte. Was immer Friedrich der Grosse für die Hebung der moralischen und physischen Kräfte seines Staates gethan hatte, die berechtigten Ansprüche Preussens auf die Hegemonie in Deutschland datieren doch erst aus den Befreiungskriegen. Um die Wende des Jahres 1812 waren die Augen des deutschen Volkes noch weit mehr nach Wien als nach Berlin gerichtet. Noch immer war die Kaiseridee in den Massen der Nation und in ihren besten Köpfen lebendig. Man weiss, wie Stein von einer Wiederkehr der Herrlichkeit der Ottonen und Staufer träumte, und sein Schwager Wallmoden mochte noch im April 1813 vielen aus der Seele sprechen, als er meinte, Deutschland sei und bleibe doch eine verlassene Waise, solange der Kaiser sich nicht seiner annehme.[1]

---

1. Wallmoden an Gentz, Breslau 6. April 1813 bei Klinkowström: Aus der alten Registratur der Staatskanzlei S. 104.

Die Eifersucht der Mächte, sonst stets ein Haupthindernis deutscher Einheit, schien in ihr Gegenteil umgeschlagen. Im russischen Hauptquartier wie zu Carletonhouse, dem Sitz des englischen Prinzregenten, konnte man sich in Versuchen, den Entsagungsakt von 1806 wieder rückgängig zu machen, nicht genug thun. Selbst der ehemalige Jakobiner am schwedischen Thron liess sich in diesem Sinne vernehmen.[1] In der That, wenn es überhaupt möglich war, die deutsche Frage in grossdeutschem Sinn zu lösen: jetzt war welthistorisch der letzte Moment dazu.

Aber auch von diesem Höchsten abgesehen, hätte ein rascher Anschluss Oesterreichs an die Koalition die grössesten Chancen geboten. Es war doch so, wie Metternich der französischen Regierung zu Gemüt führte[2]: auf einen Wink des Kaisers erhoben sich 50 Millionen in Deutschland und Italien. Der preussische König wurde nicht müde zu versichern, dass er in allem den Intentionen der Hofburg folgen werde. Die Rheinbundsfürsten konnten, ihrer Truppen fast bis auf den letzten Mann beraubt, keinen Widerstand wagen und hätten es vielleicht nicht einmal gewollt; denn an der Elbe wie an der Isar und am Nesenbach, überall herrschte Kummer und Zorn über die nutzlosen Opfer des russischen Feldzuges. Kein Zweifel, ein Aufruf, wie ihn Gentz schon 1808 vorgeschlagen[3], der ihnen Unverletzlichkeit von Gebiet und Souverainität zu-

1. Gegen Neipperg Mitte Februar 1813. vgl. Woynar: Oesterreichs Beziehungen zu Schweden und Dänemark in den Jahren 1813 und 1814. Arch. f. oesterr. Geschichte 77. 407. u. 411.

2. Weisungen für Floret 9. Dez. 1812 bei Oncken: Oesterreich und Preussen im Befreiungskriege I. 382. Bericht Ottos an Bassano 16. Dez. 1812 bei Fain. Manuscrit de 1813 I. 288.

3. Gentz: Aus dem Nachlass. Briefe und Denkschriften. Wien 1867 II. 116 ff.

sagte, hätte schon jetzt um die Jahreswende das bewirkt, was im Spätherbst dann wirklich geschah: der deutsche Süden hätte die eben noch so stolz getragenen Ketten abgestreift. Im Nordwesten aber wäre das Feuer des Aufruhrs, das, ohne ausreichende Unterstützung gelassen, sich im Frühjahr so traurig selbst verzehrte, zur mächtigen Flamme emporgewachsen, und in den ehemaligen oesterreichischen Provinzen hätte es wie 1809 in Tirol eines einfachen Aufrufs bedurft, um die treuen Landeskinder mit Freudigkeit unter die geliebten schwarzgelben Fahnen zurückkehren zu lassen. Der Krieg, der an Elbe und Spree anfangs so unglücklich geführt werden musste, hätte am Rhein und an der oberen Donau begonnen, und wer will sagen, ob das Ereignis von Fontainebleau nicht schon dreiviertel Jahre früher herbeigeführt wäre.

Es sind das nicht so sehr nur vorwitzige Phantasien eines Epigonen. Schon einsichtsvolle Zeitgenossen empfanden ähnlich. Sie beklagten, dass Oesterreich den günstigen Augenblick nicht ergriffen habe, in dem es sich zum Diktator von Europa erheben konnte.[1] Aber der Blick auf das, was bei raschem Einsatz aller Kräfte möglich gewesen wäre, darf nicht blind machen gegen die Hindernisse, die einem solchen denn doch auch entgegenstanden. Wer sich die Mühe nimmt, den Gedanken der leitenden Männer Schritt für Schritt und nach allen Seiten nachzugehen, wird sich bald einer Verkettung innerer und äusserer Schwierigkeiten gegenüber sehen, die ihm die ernstesten Zweifel erregen, ob er im gleichen Fall kräftiger gehandelt hätte.

Zunächst: Der Staat war nicht mehr das Oesterreich von 1809.

---

1. Vgl. Radetzky: Denkschriften militärisch-politischen Inhalts S. 130.

Erstes Kapitel.

Oesterreich nach dem Frieden von Wien.

Die an Krisen doch wahrlich reiche Geschichte des Hauses Habsburg weist wenig gefahrvollere Lagen auf als die, in die der Wiener Frieden das Reich versetzte. In den bangen Tagen, die seinem Abschluss vorangingen (8. Oktober), hatte Friedrich Gentz es für die grosse Frage erklärt, ob der Staat auch nur noch ein Jahr bestehen könne,[1] und während der ganzen Folgezeit bis 1812 konnte man aus dem Munde jedes aufgeklärten und unterrichteten Mannes hören, dass die Monarchie am Rande eines schrecklichen Abgrunds stände, aus dem sie nur durch einen glücklichen Zufall zu retten sei. Wilhelm von Humboldt, der davon berichtete, erwehrte sich der Beobachtung nicht, dass selbst die traurigen heimischen Verhältnisse noch besser seien als das, was er als Gesandter in Wien seit Herbst 1810 täglich vor Augen sah![2]

Schon ganz äusserlich glich der stolze Kaiserstaat bedenklich einer Ruine. Die Gebietsabtretungen, die der Korse im Schönbrunner Schlosse diktiert hatte, waren nach Umfang — 2058 Quadratmeilen mit 3 400 000 Seelen — und Wert gleich beträchtlich. Von den zwei natürlichen Boll-

1. Tagebücher von Friedrich von Gentz. Leipzig 1873. I, 187.

2. Bericht vom 24. Nov. 1810 bei Bruno Gebhardt: W. v. Humboldt als Gesandter in Wien 1810—1813. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd. 12. Heft 1. 77 ff.

werken, die das Land nach Westen deckten, riesigen Bastionen gleich die Kurtine des Donauthales flankierend,[1] war nur noch das nördliche, Böhmen, wesentlich unberührt, von dem südlichen war schon 1805 Tirol abgebröckelt, jetzt folgten Salzburg, das Innviertel, Villach und alles Land rechts der Save.[2] Damit war man von Böhmen bis Bosnien ohne militärische Grenze.[3] Der Verlust Triests und der illyrischen Küste versperrte jeden direkten Zugang zum Meer, ohne den doch eine Grossmacht nicht leben kann, und zudem war das neue Illyricum eine unheimliche Schöpfung. Schon jetzt liessen sich Stimmen vernehmen, dass es nur als der Embryo zu betrachten sei, der „erwachsen, genährt, gepflegt und erzogen, dereinst die hohe Bestimmung erhalten solle, das erste Vaterland der Künste und Wissenschaften wieder hervorzurufen, den schönsten Himmelstrich von ganz Europa dem Islamismus, der Barbarei, der Roheit und Ignoranz zu entreissen und der Kultur wiederzuschenken“;[4] und jedenfalls war eine Ausdehnung seiner Grenzen bis zur Drau oder Mur, also auf Kosten Steiermarks und Slavoniens sehr zu fürchten. Nicht besser sah es im Nordosten aus. Dass die über hundert Meilen lange[5] Grenzstrecke Galiziens unhaltbar war, sprang jedem Militär in die Augen,[6] und dem Politiker musste der ganze polnische Besitz seit der neuerlichen Vergrösserung des Herzogtums Warschau durch Westgalizien als höchst pro-

---

1. Radetzky, Denkschriften S. 128.
2. Artikel III, 1 und 2 des Wiener Friedens.
3. Radetzky, Denkschriften S. 129.
4. Oesterreich nach dem Frieden von Wien 1809. Politisch-militär. Studie eines Zeitgenossen. Mitth. des K. K. Kriegsarchivs 1882. S. 166.
5. Graf Radetzky, Biographische Skizze von einem oesterr. Veteranen S. 115.
6. Radetzky, Denkschriften S. 59.

blematisch erscheinen.[1] Konnte nicht ein Wort Napoleons den Aufruhr in das moralisch noch nicht eroberte Land tragen? Ganz im Osten endlich begann der Russe durch seinen Anteil an der galizischen Beute[2] und die bedrohlichen Fortschritte in der Türkei das unzufriedene Ungarn zu umklammern.

Bei alledem war es nicht die Frage der Gebietsveränderungen gewesen, an der in letzter Stunde das Friedenswerk zu scheitern drohte, sondern der anscheinend untergeordnete Streit um 50 Millionen Livres Kriegskontribution weniger oder mehr. Hier hatten die Unterhändler, um nur den so nötigen Abschluss herbeizuführen, ihre Instruktionen überschreiten müssen, das Wohl des Staates mehr bedenkend als die unausbleibliche Ungnade des Souverains.[3] Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen man zu kämpfen hatte, waren eben derart, auf alle Zweige des Staatslebens den grössten und verhängnisvollsten Einfluss zu üben. Eine gute Finanzverwaltung hatte nie zu den Dingen gehört, durch die sich der Kaiserstaat auszeichnete. Kein Wunder, dass er jetzt, wo ganz Europa unter dem Zeichen des jungen Papiergeldes stand, mit grossen Schritten dem Staatsbankerott entgegeneilte.[4] Zuerst 1762, in grösserem Umfang aber erst während des ersten Koalitionskrieges hatte man unverzinsliche Noten, sogenannte Bankozettel,

---

1. Oesterreich nach dem Frieden von Wien S. 155.

2. Artikel III, 5 des Friedens verspricht Russland 400000 Seelen im östlichsten Teil des alten Galizien; ausgeführt im Vertrag von Leopol 7/19. März 1810.

3. Gentz, Tagebücher I. 192. 195 f. 202. 203 f. Die ganze Schale des kaiserlichen Zornes ergoss sich auf Bubna.

4. Die beste Darstellung dieser Dinge ist wohl noch immer die von Springer: Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. Leipzig 1863. I, 143—177. Interessante archivalische Mitteilungen bei Beer: Die Finanzen Oesterreichs im 19. Jahrh. Prag. 1877.

seit 1797 mit Zwangskurs, ausgegeben. Die grossen Kosten der Kämpfe gegen Frankreich und eine leichtsinnige Verwaltung hatten dann zusammengewirkt, um eine rasche Vermehrung verbunden mit entsprechender Entwertung, herbeizuführen.[1] In das Jahr 1809 war man schon mit einem Kurse von 221 $^{1}/_{8}$ Gulden Papier = 100 Gulden Gold eingetreten, der Krieg hob ihn auf 405 $^{5}/_{8}$.[2] Immer weiteren Kreisen teilte sich die Überzeugung mit, dass es so nicht weiter gehen dürfe, dass etwas zur Hebung der Bankozettel geschehen müsse, die zu allem Unglück nun auch noch in grossen Massen aus den abgetretenen Ländern zurückströmten. Da aber die Staatseinnahmen gleichzeitig von 66,8 (1808) auf 24,9 Millionen (1810) herabsanken[3] und also kaum die Zinsen der verzinslichen Staatsschuld — von 350 Millionen (1792) war sie auf 658 angewachsen[4] — mit 27 Millionen[5] deckten, so glich diese Aufgabe gefährlich der Lösung der Quadratur des Zirkels. Nicht einmal das Defizit war fortzuschaffen, im Kriegsjahr hatte es 45,1 Millionen betragen, jetzt (1810) stieg es noch, auf 49.[6] Das Metall verschwand fast gänzlich aus den Kassen; im Juli 1810 standen 1011,8 Millionen Bankozetteln und 137,6 Millionen unterwertigem Kupfergeld, das sich bei der urteilslosen Landbevölkerung einer unverdienten grösseren Beliebtheit erfreute, nur 3,1 Millionen Gold- und Silbermünzen gegenüber.[7] Die Kursschwankungen spotteten jeder Beschreibung.

1. Die Summe der umlaufenden Bankozettel veranschlagt Springer I, 152 auf 1796 : 47. 1800 : 201. 1806 : 450 Millionen.

2. Beer S. 393.

3. Diese Zahlen ergiebt die Tabelle bei Beer S. 391. S. 392 erscheinen sie freilich als 68,7 und 26,1.

4. Häusser, Deutsche Geschichte III, 456.

5. Beer S. 47.

6. Beer S. 392. Die Zahl dürfte eher zu niedrig gegriffen sein. Springer I, 154 giebt schon das von 1807 auf 66 Millionen an.

7. Beer S. 393.

Im Dezember 1810 kam man auf 1095 und darüber an.[1] Einsichtsvolle Männer wie Radetzky empfahlen eine beschränkte Rückkehr zur Naturalwirtschaft.[2] Die Regierung selbst schien auf die extremsten Theorieen des Merkantilsystems zu schwören. Nicht nur, dass sie allen ausländischen Produkten den Eingang so gut wie versperrte,[3] selbst die Erteilung von Reisepässen band sie an die ausdrückliche Genehmigung des Kaisers, wesentlich nur „um den Geldausfluss in das Ausland zu beschränken."[4] Der Staatskredit als solcher war vernichtet. Der Hofkammerpräsident Graf O'donnel gestand es selbst zu, dass nur noch dem Privatkredit des Fiskus als Eigentümers von Grund und Boden werbende Kraft innewohne.[5] Aber sein darauf gegründeter Reformplan (26. Februar 1810)[6] konnte, schon an sich allzu kompliziert, umso weniger gelingen, als der begabte und rechtliche Mann zu früh für den Staat — 4. Mai 1810 — plötzlich starb. Sein Nachfolger, Graf Wallis, glaubte nur von einer Gewaltkur, einer rücksichtslosen Devalvierung, Heil erwarten zu dürfen, die er dann auch nicht ohne jene Überhastung, die all seinem Wirken nun einmal anklebte, Anfang 1811 wirklich ins Werk setzte. Sein Finanzpatent vom 20. Februar 1811, bekannt gemacht 15. März, verordnete Einziehung der Bankozettel zum Kurs von 500 gegen die schon von O'donnel geschaffenen Einlösungsscheine, deren Höchstbetrag zugleich auf ein Fünftel des im Umlauf befindlichen Papiers, 212, 159, 750 Gulden, fixiert wurde. Damit war der Staatsbankerott in aller Form erklärt. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das Volk. Gewiss die

1. Springer I, 168.
2. „Meine Ansichten. Wien 9. Dezember 1809". Radetzky, Denkschriften S. 3 ff. vgl. besonders S. 14—21.
3. Beispiele bei Springer I, 161 und Beer S. 63.
4. Kaiser Franz an Metternich. Pressburg 7. Dez. 1809. H-A.
5. Vortrag vom 6. Januar 1810 bei Beer S. 51.
6. Springer I, 158—160.

Teurung vorher war drückend genug gewesen, man bezahlte beispielsweise den Klafter hartes Holz mit 90 Gulden, aber es hatte sich doch das nationalökonomische Gesetz bewährt, dass die Entwertung gegenüber den Waaren mit der gegenüber dem Metall nicht gleichen Schritt hält: jetzt konnten sich die Preise den veränderten Geldverhältnissen so rasch nicht anpassen. Hinzu kam eine andere böse Folge jeder Währungsänderung, die flüchtige und unzweckmässige Einzelbestimmungen in diesem Falle noch verschärften: das ganze Schuldwesen geriet in Verwirrung. Hier fand sich der Schuldner, dort der Gläubiger übervorteilt. Und zu alledem wurde auch die finanzielle Stellung des Bürgers zum Staat auf das empfindlichste verschoben. Was wollte der Verzicht auf die im letzten September ausgeschriebenen Vermögenssteuern Grosses bedeuten, da man die andern Steuern in Einlösungsscheinen, also um das Fünffache höher bezahlen musste?[1] Die Beamten und Pensionäre sahen sich bis zu vier Fünfteln ihres Einkommens beraubt,[2] dem Ruin gegenüber. Nicht nur die Familie Grillparzer verlor ihren letzten Notgroschen.[3] Mit 300—400 Gulden besoldet, die zur Hälfte auf eine selbst bescheidene Vorstadtwohnung darauf gingen, mussten die unteren Beamten schliesslich schon groschenweise borgen. Sogar die Offiziere hungerten.[4] — Und doch war es nicht die Zerstörung so vieler privater Existenzen, die dem Patrioten das unselige Februarpatent in erster Linie verleidete. Weit schwerer wog der Vorwurf, dass es die Aktionsfähigkeit des Staates lähmte, ja fast vernichtete. Jene Beschränkung der Einlösungsscheine,

---

1. Springer I, 169.
2. ebenda S. 171.
3. Grillparzer, Selbstbiographie. Werke herausg. v. Sauer XIX. 49.
4. Berichte des Vicepräsidenten der Polizeihofstelle Baron Hager v. 15. März und 3. Juni 1812 bei Wertheimer: Wien und das Kriegsjahr 1813. Arch. f. oesterr. Gesch. 79. 378 ff.

so sehr sie im System liegen und theoretisch zu billigen sein mochte, nahm der Regierung die Möglichkeit in kritischen Tagen durch Vermehrung des Papiergeldes rasch Hilfsquellen zu eröffnen, wie sie bei der mit jedem Staatsbankerott verbundenen Minderung oder Vernichtung der Steuerkraft und des Kredits anderweitig durch Auflagen oder Anleihen doch nicht mehr zu erschliessen waren.

Es konnte nicht fehlen, dass diese leidigen finanziellen Verhältnisse wahrhaft zerstörend auf das wichtigste und kostspieligste Gebiet staatlicher Thätigkeit zurückwirkten: das Heerwesen. Sobald man sich ernstlicher mit der Frage der Finanzregulierung beschäftigt hatte, waren Abstriche am Heeresbudget, wie sie ja auch der Friedensvertrag nahelegte — nach ihm durfte Oesterreich nur 150 000 Mann unter Waffen halten —, als bequemstes und sicherstes Mittel dazu ernstlich in Erwägung gezogen worden. Unmittelbar nach Abschluss des Friedens (Ofen, 20. Oktober 1809) hatte Erzherzog Rainer eine Reduktion der Armee auf 60 000 Mann befürwortet,[1] und diese beschränkte Ansicht brach sich in den regierenden Kreisen mehr und mehr Bahn. Es war vergebens, dass Radetzky gerade umgekehrt auf eine erhöhte Anwendung des Grundsatzes: si vis pacem para bellum drang[2] und Metternich in einem seiner schönsten Vorträge (11. Januar 1810)[3] davor warnte, sich nur der göttlichen Vorsicht und dem Zufall zu überlassen. Er bekämpfte die Anschauung, als könne es eine isolierte innere Politik geben, die ohne Rücksicht auf die äusseren Gefahren ihren Weg ginge. Nur unter dem Schutz eines angemessenen Wehrstandes sei die Ausführung eines

1. Beer S. 45.

2. Bisher seien alle Zweige der Staatsverwaltung nur geschaffen gewesen, Frieden zu geniessen, nicht Frieden zu erhalten. Radetzky an Fürst Liechtenstein Pressburg 1. Dez. 1809. Mitth. des K. K. Kriegsarchivs 1884. S. 361 ff.

3. H-A. Abgedruckt auch bei Beer S. 55f.

Finanzplanes möglich, den Napoleon in seinem Keime ersticken werde, wenn er zu jeder Stunde die Monarchie mit 100 000 Mann erobern könne. Man müsse durchaus, so sehr eine Beschränkung der aktiven Armee auf 150 000 Mann durch Recht und Thatsachen geboten sei, wenigstens die Kadres erhalten und also auf jeden Wink jene Zahl verdoppeln können; aber wie beredt er das und Befestigung geeigneter Grenzplätze als „einzige und letzte Stützen unserer Existenz“ empfehlen mochte, an entscheidender Stelle hatte es das Sparsystem über seine gesundere Politik davongetragen. Die allerhöchste Resolution vom 29. Januar 1810 erklärte Wiederherstellung der Ordnung im Innern für den ersten und wichtigsten Zweck und wandte sich gegen einen „die Kräfte des Staates übersteigenden Militäraufwand“. Was unter dem Regime O'donnel begonnen hatte, setzte sich unter Wallis in gesteigertem Masse fort. Noch in späteren Jahren meinte Radetzky bitter, dieser Mann habe der Armee nicht weniger tiefe Wunden geschlagen als Napoleon selbst.[1] Man ging eben in der Hofkammer von der Ansicht aus, dass Oesterreich für die nächsten zehn, ja vielleicht dreissig Jahre doch nicht an einen Krieg denken dürfe. So war es noch viel, dass man mit Ausnahme der zwölf, deren Auflösung eine Folge der letzten Abtretungen war, wenigstens die Zahl der Regimenter bestehen liess. Dafür wurde jedes einzelne auf einen Umfang reduziert, der noch hinter dem eines normalen Bataillons erheblich zurückblieb. Von den drei Bataillonen der deutschen Regimenter stand nämlich das dritte unter dem Namen Chargendepot nur noch auf dem Papier, und bei den andern begnügte man sich mit einem Locostand von je 300 : 50 auf jede Kompagnie. Lediglich zur Exerzierzeit im Herbst wurde diese Zahl auf vier Wochen verdoppelt. Nicht besser erging es der Kavallerie. Sie verlor ihre

---

1. Radetzky, Biographie S. 104.

dritten resp. vierten Divisionen und kam also in den schweren — Kürassier- und Dragoner- — Regimentern auf je vier, in den leichten — Chevauxlegers, Ulanen und Husaren — auf sechs Schwadronen herab. Die Jägerbataillone vollends wurden fast aufgelöst, von ihren sechs Kompagnien blieben nur zwei erhalten. Einzig die ungarischen Regimenter behielten ihre 120 Gemeine per Kompagnie.[1] Kurz es war wirklich so, wie Metternich im Frühjahr 1813 rückschauend bekannte: man hätte etwa 1811 Mühe gehabt, von einem Augenblick zum andern auch nur 60 000 Mann zu versammeln.[2] Wahrlich eine unwürdige Situation für eine Grossmacht. Hinzu kam, dass die Vernachlässigung alles dessen, was sonst zur Rüstung eines Staates gehört, mit der der eigentlichen Armee gleichen Schritt hielt. Umsonst entwarf Radetzky sorgfältige Pläne für ausgedehnte Befestigungen an der Westgrenze.[3] Sein schönes Wort, dass dafür aufgewandte Summen auf grosse Zinsen gelegt seien, weil durch sie der Staat gesichert und erhalten werde, fand in der Hofkammer keine Stätte. — Man verliess das bewährte Vorratssystem, wonach die Ausrüstung für die mobile Armee stets bereit liegen muss. Die Gewehrfabriken stellten ihre Arbeit ein. Nicht einmal für die Reparatur abgenutzter Waffen fand man die Mittel. Sie wurden mit all ihren Schäden in die Zeughäuser gelegt, weil Wallis statt 500 000 nur 30 000 Gulden bewilligte.[4]

Es waren Zustände, wie sie trauriger nicht gedacht werden konnten, und hinzu kam, dass sich nirgends Aussicht auf Besserung eröffnete; denn das war das eigentliche Verhängnis: sie lagen nicht nur in veränderlichen äusserlichen Konjunkturen begründet, sondern ganz wesentlich auch in

1. Radetzky, Biographie S. 102 f.
2. Metternich an Lebzeltern 29. April 1813. Oncken II, 632.
3. Radetzky, Denkschriften S. 47 ff. und S. 63 ff.
4. Vortrag Bellegardes. Wien 14. Juni 1813. K-A.

der Persönlichkeit derer, die den dauernden Beruf gehabt hätten ihnen abzuhelfen. Man lese die Schilderungen, die Gentz[1] und Humboldt[2] von den Verwaltungsbehörden des Landes entwarfen: Anarchie und Ideenlosigkeit allenthalben; nur wenige Minister, die an Geist oder Willen irgend über den Durchschnitt hervorragten, auch sie aber zu hofmännisch-geschmeidig wie Bellegarde oder zu sehr im Bannkreis des Ressorts befangen wie Wallis. Und vollends schlimm sah es um die entscheidende Stelle aus. Kaiser Franz[3] hatte unzweifelhaft Eigenschaften, die ihm einen Anspruch auf den gern gehörten Ehrennamen des „Guten" verliehen. Sein Privatleben war untadelig. Sparsam bis zum Geiz, fragte er wenig nach Prunk und Glanz. Am wohlsten war ihm, wenn er in seinem einfachen Burgzimmer die laufenden Eingaben der verschiedenen Hofstellen mit emsigem Fleiss erledigen oder in der Stille eines bescheidenen Edelsitzes die harmlosen Zerstreuungen des Landlebens geniessen konnte. Sehr gern auch erteilte er nach der schönen Sitte seines Hauses öffentliche Audienzen, wobei er dann mit einer aus Neugierde und Wohlwollen gemischten Teilnahme die Sorgen des kleinen Mannes anhörte, um ihn im volkstümlichen Wiener Dialekt freundlich zu bescheiden. Und überhaupt durfte er in seinem Testament seine Liebe seinen Völkern vermachen.[4] Wir haben von ihm aus entscheidungsschwerer Stunde das Bekenntnis, dass er mit Leib und Seele an seinen so guten Unterthanen, so schönen Ländern hänge.[5] Aber bei alledem war er nicht der Mann, ihnen Segen

1. Tagebücher I, 247 f.

2. Gebhardt a. a. O. S. 86. 90. 99. 102.

3. Springer I, 107 ff. Gentz, Tagebüch. I, multis locis. (Hormayr) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II, 56 ff: Gutachten eines in der englischen Befreiungsarmee dienenden Stabsoffiziers 26. Apr. 1813.

4. Springer I, 440.

5. Allerhöchste Resolution auf Metternichs Vortrag vom 12. Juli 1813. Oncken II, 407 f.

zu bringen. Eigentlich politische Tugenden fehlten ihm ganz. Sein Mut wurde bezweifelt.[1] Sein Verstand, in Beurteilung des Nächstliegenden oft richtig und scharf, reichte nicht aus, grosse Dinge gross aufzufassen. Es war schwer, ihn zu einem Entschluss zu bringen, und auch dann nicht sicher, dass er dabei beharrte; denn obwohl nicht fähig, selbst zu regieren, besass er mindestens in unserer Zeit noch entfernt die Selbstverleugnung nicht, andern einen entscheidenden Einfluss einzuräumen.[2] Vielmehr konnte niemand eifersüchtiger über seine Herrscherrechte wachen. Zumal vom Volk wollte er sich nicht dreinreden lassen. Alle freiheitlichen Regungen waren ihm als jakobinisch ein Greuel, und in ihrer Verfolgung verfuhr er zuweilen mit einer Härte, die einem selbst davon Betroffenen[3] den bösen Vergleich mit Ludwig XI. eingab. Doch auch seinen Ministern machten sein Argwohn und Eigensinn, die beiden hässlichsten Eigenschaften seines Charakters, nicht wenig zu schaffen. Um sie nicht durch allzu häufige bedingungslose Annahme ihrer Vorschläge zu verwöhnen, hörte er lieber die zahlreichen, oft ganz subalternen unverantwortlichen Ratgeber, die ihm am Hof und im Lande lebten. So genoss sein Generaladjudant, Feldmarschalllieutenant Graf Duka eine Machtstellung, der sich die höchsten Politiker und Militärs beugen mussten, und doch hatte Stadion nur zu Recht, wenn er ihn verächtlich den Wurm nannte, der um den Thron unseres guten Kaisers kriecht.[4]

Nur wer das alles bedenkt, kann der Politik des Mannes gerecht werden, der seit dem Oktober 1809 das Staatsruder

1. Gentz, Tagebücher I. 162 redet geradezu von la poltronnerie naturelle de l'empereur.

2. Gentz, Tagebücher I. 252.

3. Hormayr in dem Libell: Kaiser Franz und Metternich.

4. Stadion an Metternich. Reichenbach 8. Juni 1813. H-A. s. Anhang.

lenkte. Vielleicht, dass ein anderer die Hindernisse früher und vollständiger überwunden hätte; Graf **Metternich** aber gehörte nicht zu jenen feurigen Herrschernaturen, die den Beruf in sich fühlen, der Welt um sich Gesetze zu geben, und lieber Amt und Gunst als ihren Willen opfern.

Ein Sohn der Rheinlande,[1] aufgewachsen an den lebenslustigen geistlichen Höfen der Pfaffengasse, konnte er sein ganzes Leben lang weder die Gefühls- und Denkweise des ancien régime, noch das leichte Temperament des Rheinfranken verleugnen. Von der Natur verschwenderisch ausgestattet, eine Erscheinung von vollendeter Schönheit und Eleganz, brillanter Kauseur und perfekter Kavalier, war er dazu geschaffen, den Löwen der Salons zu spielen. Seine Feinde — und nicht nur sie — wollten wissen, dass er über dem Salon das Bureau vernachlässige, sie raunten sich boshaft zu, er disseriere dort stundenlang, ob auch ein Weib Minister des Auswärtigen sein könne oder ob der Tabaksschnupfer die Fasten breche;[2] und dass er im Punkt der Liebe sehr schwach sei, hätten auch seine besten Freunde nicht leugnen dürfen. Im persönlichen Umgang zeigte er Güte und Offenheit. Seine Untergebenen hingen an ihm. Selbst ein so bedeutender Mensch wie Gentz empfand zumal in späteren Jahren eine schwärmerische Zuneigung für den jüngeren Freund. Fernerstehende mochte seine masslose Eitelkeit je und je abstossen. Für die Diplomatie, wo er — von Dresden nach Berlin und von dort nach Paris berufen — rasche Karriere gemacht hatte, brachte er ausser jenen gesellschaftlichen Talenten eine rasche Feder, eine leichte Auffassung, unbedingte Herrschaft über sich selbst und eine sogar von Napoleon bewunderte

---

1. Vgl. Bailleu. Allg. d. Biographie XXIII. 777 ff.

2. So erzählt Erzherzog Johann in seinem Tagebuch Januar 1812, bei Krones: Aus Oesterreichs stillen und bewegten Jahren S. 141.

Fähigkeit für die Intrigue mit. Wo es galt, durch Versteckspielen eine unangenehme Antwort zu vermeiden, einer misslichen Sache die unverfänglichste Wendung zu geben oder im Widerstreit der Interessen eine mittlere Linie zu finden, die ohne einen zu befriedigen, doch alle zu befriedigen schien, konnte ihn keiner übertreffen. Gewohnt in jedem grösseren Schriftstück seine Unabhängigkeit von abstrakten Begriffen zu betonen, hüllte er sich äusserlich trotzdem gern in den Mantel des Philosophen, aber im Wesen waren seiner Politik grosse Gedanken allerdings fremd. Es entsprach seiner mehr weiblichen als männlichen Natur die Dinge statt seiner entscheiden zu lassen: *compter un peu sur les événements* war doch immer seiner Weisheit letzter Schluss, ja er machte kein Hehl daraus, dass er sich für ein besonderes Talent halte „zu zaudern, die Momente des Ausbruchs hinaus zu schieben“.[1]

Die Regierungsgrundsätze, mit denen er in sein neues Amt eintrat, waren im allgemeinen der Lage des Staates angemessen. Wie die meisten grossen Leiter der aus-

---

1. Vgl. Humboldts Berichte vom 26. Dez. 1810 und 17. Februar 1811 bei Gebhardt S. 100f. Graf Hardenberg an Münster 24. Mai 1812 bei Oncken II, 88. Gentz, Tagebücher an zahlreichen Stellen. Springer I, 128—138. Sehr geistreich das Urteil Grillparzers (Werke XIV, 151 ff.), das er in die Worte: „ein ausgezeichneter Diplomat, aber ein schlechter Politiker“ zusammenfasst und S. 161 schliesst: „Wenn der hier ausgesprochene Tadel etwa den Schein der Geringschätzigkeit angenommen hätte, so muss man sich dagegen hiermit ausdrücklich verwahren. Fürst Metternich war von Haus aus ein Mann von Ehre und Gefühl, entschlossen und mutig, der Verstand aber in den diplomatischen Salons unter Weibern und Höflingen ausgebildet, mehr poliert als gestählt, mit der Spitze ritzend statt mit der Schneide trennend und, durch eine glückliche Auffassungsgabe verführt, das Resultat der Untersuchung vor der Operation des Untersuchens antizipierend.“

wärtigen Angelegenheiten griff er in die innere Verwaltung, von deren Details der Nichtoesterreicher ohnehin wenig verstand, nur zusammenhangslos und dilettantisch ein. Von Paris hatte er eine grosse Bewunderung der französischen Polizei- und Verwaltungsdespotie mitgebracht, mit deren intimer Kenntnis er gern prahlte.[1] Er glaubte seinem Kaiser „nicht genug Strenge bei Nichtbefolgung direkter Befehle" einschärfen zu können, blinder Gehorsam sei vor allem nötig.[2] Die Errichtung einer politischen Polizei nach napoleonischem Muster war eine seiner ersten Sorgen.[3] Die Zeitungen überwachte er streng. Wir haben wenig beredtere Vorträge von seiner Hand als den, wo er sich über eine ohne sein Wissen erfolgte Publikation aus den Kreisen des Generalquartiermeisterstabes ereifert, der wie ein status in statu handele.[4] Er erkannte nicht unrichtig, dass Oesterreichs moralische Stärke in seinem Ansehen als Vereinigungspunkt alles dessen beruhe, was von altehrwürdigen Prinzipien, Formen und Anschauungen noch übrig sei.[5] Mochte diese Auffassung für die innere Politik verhängnisvolle Keime in sich tragen, wie sie ihn z. B. schon jetzt, 1810, zum Gegner der von O'donnel beantragten Verstaatlichung des Kirchengutes machte,[6] nach aussen bewahrte sie ihn vor jenem gänzlichen Anschluss an Frankreich unter Preisgabe aller Traditionen, zu dem eben in

1. Vorträge 19. Nov. 1809. H.-A.

2. Vorträge 9. Nov. 1809. H.-A.

3. Vorträge 19. Nov. 1809. H.-A.

4. Vorträge 12. Mai 1812. Es handelte sich um einen Aufsatz Weldens im 5. Heft der Mil. Zeitschrift 1812 über die Militärverfassung Russlands.

5. Gentz, Tagebücher I, 223. Ähnliche Äusserungen in Metternichs Vortrag vom 17. Januar 1811. Aus Metternichs nachgelassenen Papieren II, 409.

6. Beer, S. 57, 59.

den ersten Wochen seiner Ministerschaft ein ungenannter hoher Staatsmann von umfassender Bildung und scharfem Verstand durch eine herrliche Denkschrift[1] den Kaiser fortzureissen suchte.

Immerhin verschloss auch er sich nicht dem von diesem zitierten Rat des Phokion, dass man entweder mit den Waffen siegen oder des Siegers Freund sein müsse. Er stellte sich rückhaltlos auf den Boden des letzten Friedens. Jeder antifranzösischen Zeitungsäusserung wurde sorgfältig vorgebeugt.[2] Er wandte alles auf, dem neuen französischen Botschafter Grafen Otto denselben ehrenvollen und freundlichen Empfang zu bereiten, den Fürst Schwarzenberg in Frankreich gefunden hatte. Die Werbung Napoleons um die Erzherzogin Marie Luise machte ihn glücklich. Er maass sich sehr mit Unrecht alles Verdienst daran bei und freute sich des Jubels der wetterwendischen Wiener Bevölkerung, die dem französischen Freiwerber — Herzog von Neufchatel und Wagram — die Pferde ausspannte und die grosse Nachricht an der Börse mit einer selbst der Regierung unheimlichen Hausse begrüsste.[3]

In dreifacher Beziehung sollte dies „grösste und wichtigste Ereignis unserer thatenreichen Zeit“[4] nach seiner Ansicht Oesterreich und Europa zum Heil gereichen, es

---

1. Das schon erwähnte: Oesterreich nach dem Frieden von Wien 1809. Über die Persönlichkeit des Verfassers sagen die Mitth. d. K. K. Kriegsarchivs 1882 leider nichts.

2. Handbillet an die Länderchefs 3. Nov. 1809, von M. veranlasst. Vorträge 23. Nov. 1809. H.-A.

3. Gentz, Tagebücher I, 228. Février 21. Metternich est ivre de joie, voyant à quel point la grande nouvelle réussit, il ne craint plus d'attribuer à son art et à son mérite la totalité de cet événement, peut-être même ce qui en est dû au hazard ou à des causes étrangères à notre cour. — Die Bankozettel standen fast auf 250. ibidem.

4. Oesterreich nach dem Frieden von Wien S. 169.

sollte die vorläufige Ruhe der Monarchie sichern, den Stand der Ruhe soviel als möglich auf das übrige Europa ausdehnen, endlich die Mittel an die Hand geben, „die Wunden der letzten an traurigen Ereignissen so reichen Jahre zu heilen und nun gerüstet die erhabene Stufe, auf welcher der oesterreichische Thron in Europa steht, im Frieden sowohl als auch bei künftigen Angriffen gegen jeden äusseren Feind behaupten zu können.“ [1]

Um alles dies um so sicherer zu bewirken, hielt er seine eigene Anwesenheit in Paris für notwendig. Er hoffte wesentliche Milderungen des Wiener Friedens durchsetzen zu können. Selbst an die Rückgabe eines Hafens am adriatischen Meer wagte er zu denken. Vor allem kam es ihm darauf an, das Verhältnis der beiden Kaiserhöfe auf Gleichheit und wechselseitige Vorteile zu gründen. Oesterreich sollte die Grossmachtstellung, die es soeben verloren, wieder erringen. Man kann nicht sagen, dass der Aufenthalt in Paris, obwohl er entgegen dem ursprünglichen Plan — er sollte nur wenige Wochen dauern — bis in den September hinein verlängert wurde, ganz den gewünschten Erfolg gehabt hätte. Was erreicht wurde, wog alle die Missstände, die sich aus einer halbjährlichen Abwesenheit des Staatslenkers ergeben mussten, nicht auf. Die Feinde des Ministers sparten den Tadel nicht,[2] ferner stehende Beob-

---

1. Vortrag 14. März 1810. H.-A., dem auch das Folgende entnommen ist.

2. Wohl das härteste Urteil fällt Erzherzog Johann: „Er (M.) macht etwas unserm Kaiser weiss, geht nach Paris, hat eine lange Unterredung mit Napoleon, wo er wahrscheinlich schön gebeten haben wird. Darauf im Moniteur der Artikel, den Metternich gern gesehen, er bleibt dort, richtet nichts aus als für seine Güter und einen Kommerztraktat, der gleich desavouiert werden musste, weil er so schlecht war, reist Napoleon nach, setzt sich aus, dass zweimal verboten wird, ihm Pferde zu geben, damit er umkehre, kommt zurück mit nichts und spiegelt weiss

achter wie der preussische Gesandte[1] konnten ihr Bedauern nicht verhehlen. Was das Schlimmste war, Metternich kam nicht zurück, wie er gegangen. Friedrich Gentz, der vor der Abreise den gerechten und verständigen Ideen des Grafen lebhaften Beifall gezollt hatte, glaubte nachher Grund zu haben, sich über eine oft grelle Dissonanz ihrer politischen Meinungen zu beklagen.[2]

Eines war dem Minister jedenfalls klar geworden. An jene Ruhe Europas, von der er geträumt hatte, war fürs erste nicht zu denken. Er hatte genug gesehen, um zu wissen, dass „der monströse Zweck einer Alleinherrschaft über den Kontinent“ allem Thun Napoleons zu Grunde liege. Damit war aber der Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Russland als unvermeidlich gegeben, und so beschäftigte er sich denn früh mit der Partei, die man in dieser Krise zu ergreifen habe.

Das Verhältnis des Kaiserstaates zu seinem russischen Nachbarn war seit längerem getrübt. Die Balkanfrage begann damals zuerst in die politischen Beziehungen beider Mächte störend hineinzuspielen. Je mehr Oesterreich im Westen verlor, desto mehr musste es sein Angesicht nach Osten wenden. Schon 1805 hatte in guten Köpfen der Gedanke entstehen können, den Schwerpunkt der Monarchie nach Ungarn zu verlegen.[4] Jetzt vollends

---

Gott dem Kaiser vor, so der Glaube, dass wir Illyrien zurück erhalten.“ Krones: Aus Oesterreichs stillen und bewegten Jahren, S. 140. Hinsichtlich des Handelsvertrages erhalten diese Angaben eine willkommene Bestätigung durch A. Beers Studie: Zur Sendung Metternichs nach Paris. Mitth. d. Instituts für oesterr. Geschichtsforschung XVI, 115—124.

1. Bericht vom 26. September 1810, bei Gebhardt a. a. O.

2. Gentz, Tagebücher I, 229, 214, 255.

3. Vortrag vom 17. Januar 1811. Nachgelassene Papiere II, 409.

4. Springer I, 75.

mochten viele die Meinung teilen, die ganze Tendenz der oesterreichischen Politik liege in ihrem Namen: „Oesterreich, das ist das Reich gegen Osten.“ Hier dachten sie die Entschädigung für die Opfer des letzten Krieges zu finden. Über allem Land links der Donau bis zum Schwarzen Meer sollte die schwarzgelbe Flagge wehen, rechts der Donau aber die Balkanhalbinsel als ein zweites Italien die Stätte für habsburgische Sekundogenituren abgeben.[1] Und während man sich in solchen Phantasien erging, nahm der Russe seit 1806 eins nach dem andern die Gebiete, auf die man selbst sein Auge geworfen! Wenn Napoleon die Besetzung der Moldau und Walachei durch den Zaren zu Erfurt in der ausgesprochenen Absicht anerkannt hatte, damit einen Zankapfel zwischen die beiden Kaiserhöfe des Ostens zu werfen,[2] so hatte er wieder einmal sehr richtig gerechnet. Oesterreich konnte sie umso weniger ruhig mit ansehen, als grosse handelspolitische Interessen auf dem Spiel standen. Setzten sich die Russen hier dauernd fest, so war der Handel nach der Levante gefährdet. Schon jetzt traten die russischen Befehlshaber mit brutaler Rücksichtslosigkeit gegen die oesterreichischen Unterthanen in den occupierten türkischen Provinzen auf. Nicht nur, dass man sie durch Einquartierung und Fuhrleistung fast zu Grunde richtete: man erklärte sie ihrer Privilegien und Immunitäten verlustig und eröffnete ihnen kurzer Hand, dass sie binnen sechs Monaten sich als russische Unterthanen zu erklären oder auszuwandern hätten.[3] Dem gegenüber musste die Türkei, von deren altersschwacher Verträglichkeit man Ähnliches

1. Oesterreich nach dem Frieden von Wien, S. 170.

2. F. Martens, Recueil des Traités et Conventions conclus par la Russie III, 74.

3. Fürst Metternich an Kaiser Franz 28. März 1810. Handschreiben vom 31. März 1810. H.-A.

nicht zu erwarten hatte, in umso hellerem Licht erscheinen. Metternich rühmte in ihr gleich zu Anfang seiner Ministerlaufbahn wie dann später fort und fort den „besten, erprobtesten und ruhigsten Nachbarn.“[1] Er enthielt sich nicht nur jeder Unterstützung der aufgeregten Serben, sondern hätte sogar, wenn das dem Kaiser nicht zu weit gegangen wäre, gern zwei in griechischer Sprache zu Wien gedruckte Zeitungen kassiert, weil sie der Pforte unbequem sein könnten und man einem etwaigen Schritt von ihrer Seite vorbeugen müsse.[2]

Hinzu kam der begreifliche Groll über Russlands Verhalten im letzten Krieg, wo es zwar nicht grosse Thätigkeit entwickelt, dafür aber an der Beute teilgenommen hatte; konnte nicht dasselbe Schicksal wie Ostgalizien auch Siebenbürgen und der Bukowina zu teil werden?[3] Dass man sich in Petersburg zu keinerlei Rücksicht verpflichtet fühlte, zeigte ja zur Genüge die Besetzung Belgrads, von der man wusste, dass Oesterreich sie als Schlag ins Gesicht empfinden musste.[4]

So sehr aber auch diese Verhältnisse zu Zeiten selbst einen direkten Krieg gegen Russland nahelegten,[5] ursprüng-

---

1. vgl. seinen Bericht über eine Unterredung mit dem russ. Gesandten Graf Schuwaloff. Vorträge 10. März 1810. H.-A.

2. Vorträge 2. Febr., Allerhöchste Entscheidung 14. Mai 1812.

3. Oncken II, 83.

4. Sie geschah Anf. 1811. Noch am 10. März 1810 hatte Schuwaloff erklärt, sein Kabinet habe auch nicht die entfernteste Absicht auf die Oberherrschaft über Serbien. Humboldt beklagte das Vorgehen der Russen tief (Bericht 2. März 1811).

5. Im März 1811 kam es angesichts bedrohlicher russischer Truppenanhäufungen an der Grenze Galiziens und der Bukowina dahin, dass Metternich sich die Autorisation erbat, dem russischen Gesandten gelegentlich keinen Zweifel zu lassen, dass Oesterreich jede Verletzung seines Gebietes als eine Kriegserklärung ansehen werde. Vortrag vom 26. März 1811. Nachgelassene Papiere II, 421.

lich war Metternich einer Allianz mit Frankreich doch wenig geneigt. Er sah in dem Bund mit einer Macht, deren ausschliessende Absicht die Zerstörung der bisherigen Ordnung der Dinge sei, Krieg gegen heilige, unwandelbare Grundsätze, also gegen Oesterreichs direktestes Interesse geführt, und verwahrte sich dagegen, dass k. k. Truppen in gleichen Reihen mit den französischen und konföderierten Haufen fechten sollten. Nur die gänzliche Unmöglichkeit anders zu handeln, könne dazu zwingen.[1] Indessen zehn Monate darauf glaubte er diese Unmöglichkeit thatsächlich eingetreten. Es waren mancherlei Gründe, die zunächst eine einfache Neutralität unthunlich, als den sicheren und unvermeidlichen Untergang der Monarchie[2] erscheinen liessen. In Italien und Illyrien war die Stimmung so, dass auf die erste Nachricht vom Ausbruch eines neuen Weltkrieges, von England genährt, der Aufstand gegen die Unterdrücker ausbrechen konnte. Mochte man sich dann in der Hofburg noch so loyal jeder Unterstützung enthalten, wer stand dafür, dass nicht Napoleon, den erwünschten Vorwand ergreifend, einem ungerüsteten Oesterreich den Gnadenstoss geben werde? Und wenn auch dieses Äusserste nicht geschah, so schien mindestens der Verlust Galiziens unvermeidlich, sobald Napoleon das Wort von der Wiederherstellung Polens aussprach, zu dem man ihn im Fall des Krieges mit Russland entschlossen wusste, und die polnischen Besitzungen Oesterreichs nicht ausdrücklich ausnahm.

Nun hätte sich das freilich schon durch eine ‚modifizierte‘ d. h. bewaffnete Neutralität abwenden lassen, indem sie ermöglichte, „im Moment jener hohen Spannung, die dem Krieg stets vorangeht,“ in Unterhandlungen wegen eines

---

1. Vortrag v. 17. Januar 1811. ebenda S. 409ff.

2. Aus dem Vortrag vom 28. November 1811, dem auch das Folgende entnommen ist. Nachgelassene Papiere II, 426ff.

Austausches Galiziens einzutreten, sonst aber war auch ihr ein aktives Mitwirken vorzuziehen. Napoleon, der im September 1810 nur jene beantragt hatte, schien es zu wünschen,[1] und Fürst Schwarzenberg, ein Mann edel und rein wie wenige,[2] aber im Banne des Imperators, der ihn als Freund und Kameraden behandelte, bot in Wien selbst seinen ganzen Einfluss auf, die Entscheidung in diesem Sinne herbeizuführen. Erwägungen der äusseren und inneren Politik unterstützten sein Drängen.

Aller Anschein sprach doch unleugbar für französische Siege,[3] und winkten dann nicht dem Verbündeten Frankreichs die namhaftesten Vorteile? Mindestens auf Illyrien und einen Teil von Oberoesterreich durfte man bestimmt rechnen, aber auch auf Schlesien fielen begehrliche Blicke. Die Traditionen von 1756 lebten wieder auf. Nicht als ob die Eifersucht der deutschen Vormächte sich in alter Stärke in das neue Jahrhundert hinübergerettet hätte. Zumal jetzt nach dem Fall der Monarchie Friedrichs des Grossen fehlten alle Vorbedingungen dafür. Aber man war in Wien geneigt, den Nachbarstaat als auf dem Aussterbeetat befindlich anzunehmen, und da hielt man es nicht für Sünde, der am Ende doch unvermeidlichen Vollendung des Werkes von Tilsit an seinem Teil etwas vorzuarbeiten. Vielleicht gelang es Insinuationen bei beiden Teilen, ein Bündnis zwischen Preussen und Russland zu bewirken, das auch

1. Vortrag Metternichs vom 25. April 1811. Nachgelassene Papiere II, 424ff.

2. Diesem Eindruck wird sich niemand entziehen können, der die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten K. zu Schwarzenberg“ von A. Prokesch liest, die durchaus den Stempel der Wahrheit tragen. Er wird durch alles, was man sonst aus den Akten und zeitgenössischen Berichten z. B. Humboldts erfährt, bestätigt.

3. Aus Metternichs nachgelassenen Papieren II, 437.

schon unter dem Gesichtspunkt des Gleichgewichts der Kräfte erwünscht war;[1] und ging man selbst dann mit Frankreich zusammen, so konnte einem bei der Verteilung der Beute die „bequem gelegene und im Fall der Wiederherstellung Polens fast unumgänglich nötige Provinz“ unmöglich entgehen; eröffnete doch der Korse selbst für den Fall, dass Friedrich Wilhelm sich ihm verbünde und seine Pflichten treu erfülle, recht bestimmte Aussicht auf eine Oesterreich günstige Lösung der schlesischen Frage.[2]

Neben solchem äusseren Machtzuwachs liess sich am Ende auch eine Gesundung der inneren Verhältnisse erwarten, die sich nach Metternichs traurigem Geständnis „nicht nur in einem verwickelten Zustand, sondern in der bedenklichsten aller Lagen“ befanden. Je grössere Verluste man im Kampf mit einer Macht erlitten, der eine rücksichtslos moderne Gesetzgebung alle Kräfte entfesselt hatte, umso schmerzlicher empfand man in Wien, dass eine mittelalterliche Verfassung unmöglich machte, die transleithanische Reichshälfte zu den Lasten der Landesverteidigung und -verwaltung entsprechend heranzuziehen. Man berechnete in militärischen Kreisen, dass Ungarn im Verhältnis zu den Erbländern von 1792 bis 1806 80 Millionen Gulden zu wenig zu einem Krieg beigetragen habe,

---

1. Wie sehr Metternich in diesen Gedanken lebte, zeigt sein Ärger über die „endliche Hingebung Preussens an Frankreich“: Russland hat demnach auf die unverzeihlichste Weise seinen grossen Prozess verloren, und ich kann die Überlieferung Preussens an Frankreich nur als die imminenteste erste Stufe des für Russland wahrscheinlichen Unglücks betrachten. Vorträge 8. Februar 1812. H.-A.

2. Gegen Schwarzenberg 17. Dez. 1811. vgl. über diese Dinge Metternichs Vorträge vom 17. Januar 1811, 28. November 1811, 15. Januar 1812. Sämtlich in den Nachgelassenen Papieren II, 409 ff.

dessen Zweck doch die Abwendung der Revolution gewesen sei, die keiner Landesverfassung so gefährlich wäre wie gerade der seinigen; eine Summe, die sich bis 1809 noch verdoppeln würde.[1] Man spottete, dass im letzten Krieg für die Insurrektion das Holz zu Sätteln erst ausgeschrieben sei, als der Feind schon auf den Glacis von Wien gestanden hätte.[2] Bei jeder Gelegenheit sprach man von der „Eroberung" Ungarns als etwas unbedingt Notwendigem, wenn man auch einen bestimmten Plan noch nicht hatte.[3] Unter diesen Stimmungen wurde der Reichstag auf den 25. August 1811 nach Pressburg berufen.[4] Er sollte durch eine Garantie für 100 Millionen Einlösungsscheine und proportionalen Beitrag zu ihrer Tilgung und Amortisation die Durchführung des Finanzpatentes erleichtern und zudem über die gewöhnliche Subsidie von 5 200 000 hinaus jährlich 12 Millionen zur Deckung des Defizits bewilligen. Statt dessen bestritt er erst die Rechtsgiltigkeit des ganzen Patentes, dann die Opportunität seiner einzelnen Bestimmungen und erklärte sich nach langem Hin und Her lediglich zu einer auf etwa sieben Millionen Gulden veranschlagten Naturalleistung bereit, als ob, wie die Regierung treffend bemerkte, die Einlösungsscheine mit Korn und Hafer getilgt werden könnten. Hüben und drüben fiel in den hitzigen Verhandlungen manches bittere Wort; ihre Erfolglosigkeit rückte den Gedanken an den Staatsstreich, mit dem man bisher gespielt hatte, in greifbare Nähe. Für

---

1. Radetzky, Denkschriften S. 15 und 16.

2. Diese Geschichte wärmte Hormayr (an Hager) noch 1813 auf. Vgl. Wertheimer, Wien und das Kriegsjahr 1813.

3. Gentz, Tagebücher I, 247. On sent que la conquête de la Hongrie est la première condition de toute réforme essentielle; on le dit dans toutes les occasions, mais personne n'a un plan.

4. Für das Folgende: Springer I, 178—98: Der ungarische Reichstag 1811.

einen solchen aber bot nichts bessere Gelegenheit als ein Krieg an Frankreichs Seite. Wie, wenn man das Hilfskorps überwiegend aus ungarischen Regimentern bildete und die zum Garnisondienst nicht erforderlichen deutschen jenseit der Leitha „bis zum Tag ihrer Bestimmung im Innern“ als ein Reserve- und Beobachtungskorps gegen Serbien aufstellte? Metternich wusste seinem Kaiser nichts Besseres anzuraten.[1]

So wurde denn im Rat der Krone das Bündnis mit Frankreich beschlossen (Anfang Dezember),[2] aber nicht in dem von Schwarzenberg gewünschten Umfang. Um 100000 Mann zu stellen, wie er beantragte, fühlte man sich militärisch und finanziell zu schwach. Und warum überhaupt durch eine derart entschiedene Stellungnahme alle Brücken hinter sich abbrechen, da doch ein Sieg Russlands, wie unwahrscheinlich immer, nicht ausser den Grenzen der Möglichkeit lag? Am Ende genügten auch 30—40000 Mann, um den versprochenen Lohn aktiven Mitwirkens zu gewinnen, zumal man ihnen allenfalls durch Verleihung des Oberbefehls an den von Napoleon so hoch geschätzten Erzherzog Karl einen besonderen Reiz geben konnte,[3] und dann blieb man in den bescheidenen Grenzen einer blossen Auxiliarmacht und durfte als solche den Anspruch erheben, von beiden streitenden Teilen als neutral anerkannt zu werden. Also Vorteile im Fall französischer Siege, keine Nachteile im Fall französischer Niederlagen und dabei die Möglichkeit, bei den durch den Krieg erforderten Rüstungen die Armee unbeargwöhnt von aussen und weniger behindert im Innern

1. Vortrag vom 15. Januar 1812. Nachgelassene Papiere II, 441. Vgl. auch die Beobachtungen des Grafen Hardenberg bei Oncken II, 82 und 87.

2. Oncken II, 73.

3. Vgl. Schwarzenbergs Bericht vom 17. Dez. 1811 nach Metternichs Auszug. Nachgelassene Papiere II, 442.

für künftige Entscheidungen auf einen würdigeren Fuss zu bringen.[1] In der That, Metternich hatte Grund, auf dies „System mittlerer Nüancen“, für das Gentz[2] den Ausdruck „aktive Neutralität“ fand, stolz zu sein. Es kam nur darauf an, es glücklich in die Praxis zu überführen, und auch das gelang überraschend gut.

Napoleon beobachtete freilich gegenüber dem Übereifer des oesterreichischen Botschafters zunächst eine kluge Zurückhaltung,[3] schliesslich aber wurde die Allianz doch wesentlich nach den Wiener Vorschlägen perfekt gemacht (14. März 1812).[4] Sie gab sich in ihren neun öffentlichen Artikeln als ein Freundschafts- und Garantievertrag, der durch die Verbürgung der Integrität der ottomanischen Pforte (Art. 6)[5] den oesterreichischen, durch die ausdrückliche Anerkennung der freien Schifffahrt der Neutralen und

---

1. Ich erwähne das mit Absicht nur mehr nebenbei; denn einmal findet sich dieser Gesichtspunkt nicht in den vornehmlich massgebenden Vorträgen Metternichs, sondern nur in seinen Äusserungen gegen Graf Hardenberg (Oncken II, 82 und 87), und dann blieb es jedenfalls bei Velleitäten. Wenn der Minister dem gläubigen Hannoveraner versicherte, Oesterreich werde binnen Kurzem 120000 Mann in der Nähe des Kriegsschauplatzes versammelt haben, so werden wir sehen, dass diese Zahl noch im April 1813 nicht erreicht war.

2. Dépêches inédites aux hospodars de Valachie I, 8 (2 février 1813).

3. Vorträge Metternichs 26. Januar 1812. H.-A.

4. Abgedruckt bei Martens „Nouveau recueil“ I, 427—431.

5. Damit nahm Napoleon seine Anerkennung der russischen Besetzung von Moldau und Walachei zurück. Sonst war es damit so ernst nicht. Man erwog in Paris und Wien, wenn erst der Russe geschlagen und ein Königreich Polen hergestellt sei, über die Türken herzufallen und Oesterreich die Donauprovinzen zu erobern. Vgl. Metternichs nachgelassene Papiere II, 443. Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns. April 1812. S. 60f.

die neuerliche Verpflichtung auf die Kontinentalsperre (Art. 7) den französischen Interessen entgegenkam. Nur falls die Staaten eines der Kontrahenten von einer Invasion bedroht würden, sollte der andere 24000 Mann zu Fuss und 6000 zu Pferd mit 60 Geschützen zu Hilfe senden (Art. 3—5). Der wirkliche Zweck des Bündnisses wurde erst in den geheimen Artikeln offenbar, die nicht nur an Zahl — elf gegen neun — die anderen übertrafen. Hier wurden die allgemeinen Sätze des ersten Teils recht willkürlich auf den speziellen Fall des französisch-russischen Krieges angewandt. Das Hilfskorps sollte gestellt werden, obwohl doch Frankreich eine russische „Invasion" nicht zu fürchten hatte. Es sollte aus einer Kavallerie- und drei Infanteriedivisionen bestehen und nach den unmittelbaren Befehlen des Kaisers der Franzosen handeln. Dagegen durfte es nicht getrennt, seines Charakters als *corps distinct et séparé* entkleidet werden. (Art. 4.)

Was die französischen Gegenleistungen dafür anbetraf, so entsprachen sie nicht ganz den Wünschen Metternichs, insofern er sich mit Hoffnungen getragen hatte, etwa gleich zu Anfang des Feldzugs die Rückgabe mindestens eines Teiles der illyrischen Provinzen als Acquisitionsobjekt zu erhalten[1] und diese im Vertrag nur als Kompensation für einen späteren freiwilligen Austausch Galiziens figurierten. Dafür aber liess die ausdrückliche Garantie des polnischen Besitzes an Bündigkeit nichts zu fordern übrig, und unter dem allgemeinen Versprechen von Entschädigungen und Gebietsvergrösserungen weit über das hinaus, was Oester-

1. Nachgelassene Papiere II, 439. Erzherzog Johann weiss Anfang Februar 1812 in seinem Tagebuch (S. 57) zu erzählen, man habe nach Paris geschrieben, den Antrag gemacht, Illyrien und Tirol (wohl ein Missverständnis) zu besetzen, solange der Krieg dauere, dadurch dort Ruhe zu erhalten und dann zurückzugeben. Er glaubte sich zu diesem Geschäft ausersehen.

reich nach den Lasten und Opfern seiner Mitwirkung beanspruchen könne, die vielmehr ein Denkmal der innigen und dauerhaften Verbindung beider Mächte sein würden,[1] mochten sich die Optimisten am Wiener Hof sehr viel und sehr Bestimmtes vorstellen.

Jedenfalls freute sich Metternich des gelungenen Werkes. Das war doch wieder einmal ein Vertrag, ganz auf dem Fuss der Gleichheit und Gegenseitigkeit abgeschlossen, der selbst den Vergleich mit der Allianz von 1756 nicht zu scheuen hatte.[2] Arbeitete man geschickt in dieser Richtung fort, so mussten die Beziehungen zu Frankreich noch die denkbar besten werden.

Da war es denn ein arger Strich durch die Rechnung, dass der Sieger von Aspern trotz der beredten Bitten des Ministers und der Grobheiten des empörten kaiserlichen Bruders standhaft bei der Weigerung blieb, das Kommando des Hilfskorps zu übernehmen.[3] Aber vielleicht liess ein umso eifrigeres Entgegenkommen des Hofes Napoleon diesen Echec verwinden. Der Kaiser nahm die französische Einladung nach Dresden, die ihm ziemlich zugleich mit dem

---

1. Art. 7 verheisst des indemnités et des aggrandissements de territoire qui non seulement compensent les sacrifices et charges de la coopération de Sadite Majesté dans la guerre, mais qui soient un monument de l'union intime et durable qui existe entre les deux Souverains.

2. vgl. Metternichs Äusserungen gegen Graf Hardenberg. Oncken II, 82.

3. Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns S. 60. Nach S. 61 äusserte sich Franz einige Tage nach dem Auftritt mit Karl noch sehr bitter über sein Verhalten: Der General oder Beamte könne sich wohl pensionieren lassen oder quittieren, wenn er nicht gehen wolle, allein seine Brüder seien verpflichtet, alles für den Staat zu thun; es sei das dritte Mal, dass er (Karl) ihm dies thue, das werde er nie verzeihen und er ihn nicht mehr brauchen, wenn er es selbst suchte.

Vertrag zukam (24. März),[1] bereitwilligst an; auch für die widerstrebende Gattin sagte er ohne ihr Wissen zu.[2] In der zweiten Hälfte des Mai fand die verabredete Zusammenkunft thatsächlich statt.[3] Man verstand sich sehr gut. Der Korse war die Liebenswürdigkeit und Rücksicht selbst. Er versicherte neuerdings, dass er den Polen die Erlaubnis zur Wiederherstellung ihres Königreiches nur so weit geben werde, als das oesterreichische Galizien nicht in Frage komme,[4] erklärte sich mit der Beschränkung der oesterreichischen Mitwirkung ganz einverstanden[5] und willigte zum sichtbaren Zeichen, dass sein Misstrauen geschwunden sei, in die Annullierung des lästigen dritten geheimen Artikels des Wiener Friedens, wonach Altfranzosen, Piemontesen und Venezianer aus k. k. Diensten und Staaten zu entfernen waren.[6] Nach seiner Abreise zur Armee (28. Mai) begab sich die französische Kaiserin gar auf mehrere Wochen zum Besuch ihres Vaters nach Prag. Kurz, es war klar für alle Welt: zwischen den Höfen von Paris und Wien herrschte volles Einverständnis.

Einverständnis herrschte aber auch, wenn gleich tief im geheimen, zwischen dem oesterreichischen Staatslenker und den Gegnern Frankreichs. Metternich versäumte nicht das System der aktiven Neutralität auch nach dieser Seite auszubauen. Er hatte Sorge getragen, sich im Vertrag von jeder Hilfeleistung gegen England und jenseits der Pyrenäen ausdrücklich entbinden zu lassen; jetzt hob er diese Rücksicht in einem kaiserlichen Handschreiben an den

---

1. Vorträge Metternichs 24. März 1812. H.-A.
2. Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns S. 59.
3. Napoleon traf am 17., Kaiser Franz am 18. in Dresden ein. vgl. Helfert, Marie Luise S. 210.
4. Vorträge Metternichs 7. Juni 1812. H.-A.
5. Vorträge Metternichs 22. Juni 1812. H.-A.
6. Vorträge Metternichs 4. Juni 1812. H.-A.

Prinzregenten gebührend hervor und sprach die Erwartung aus, dass man in London daraufhin dem Oesterreich kompromittierenden Insurrektionsplan für Oberitalien und die illyrischen Provinzen keine Folge geben werde (19. April).[1]

Schwieriger schien die Regelung der Beziehungen zu Russland, indessen kam man ihm von Petersburg her auf halbem Wege entgegen. Hier hätte man überhaupt seit längerem ein besseres Verhältnis zu dem Verbündeten der Koalitionskriege gern gesehen, aber wenn auf alle Annäherungsversuche bei Kaiser Franz und seinem Minister die ständige Antwort gewesen war: erst Friede mit den Türken![2], so hatte man sich zu diesem Opfer freilich nicht entschliessen können. Das Höchste war gewesen, dass man, auch kaum im Ernst und jedenfalls nur gegen Galizien, eine Teilung der Beute angeboten hatte.[3] Die unklare, abspringende Politik Alexanders und das Misstrauen des unfähigen Romanzoff hatten das Ihrige gethan, alle Verhandlungen über ein Bündnis von vornherein zu verfahren.

Jetzt (Anfang 1812) wandte sich der Zar, trotz der ewigen Friedensversicherungen von Wien her denn doch unruhig geworden, direkt an Kaiser Franz, um ihn unter „freundschaftlicher“ Erinnerung an alle Übel, die Frankreich seinem Land zugefügt habe, zu Erklärungen über seine Absichten in der nächsten Zukunft zu veranlassen.[4] Metternich[5] fand das Verlangen billig und bediente sich seiner Gewohnheit gemäss des russischen Gesandten zu einer Antwort auf die kaiserliche Frage. Er teilte dem Grafen

1. Vorträge Metternichs 19. April 1812. H.-A.
2. Martens III., 75 u. 77.
3. ebenda S. 78 f. Die Frage, ob der dort angeführte Brief des Zaren vom 8. Februar 1811 abgeschickt worden sei oder nicht, die M. selbst aufwirft, ist nach Metternichs Vortrag vom 26. März 1811 (Nachgelassene Papiere II, 422) zu bejahen.
4. Martens III, 86.
5. Vorträge 23. Februar 1812. H.-A.

Stackelberg, der darob aus allen Himmeln fiel, den Allianzvertrag vom 14. März mit und fügte hinzu, dass trotzdem die Kabinete von Petersburg und Wien sich im geheimen über ihre politischen Ansichten verständigen könnten. Das Hilfskorps werde nur in der Gegend der Bukowina operieren und auf keinen Fall vermehrt werden.[1]

Damit nicht genug, empfing Kaiser Franz persönlich den Gesandten (6. Mai). Er sprach sein Bedauern aus über die gegenwärtige Lage der Dinge. Nachdem er alles gethan, sie zu vermeiden, sei er schliesslich der *dira necessitas* gewichen. Er werde sich auf Erfüllung seiner vertragsmässigen Verpflichtungen beschränken, ohne sich jemals als *partie principale* zu betrachten, wofern ihn Russland nicht dazu zwänge. Der Zar sollte in der Stunde des Friedens an ihm einen thätigen Freund im französischen Lager finden, ohne während des Krieges einen wirklichen Feind sich gegenüber zu haben.[2] Zugleich desavouierte er den unbesonnenen Grafen Neipperg, der als Gesandter in Stockholm einem für ihn unverbindlichen, nicht einmal ernst gemeinten Befehl Schwarzenbergs[3] gefolgt war und den schwedischen Hof zum Krieg gegen Russland aufgefordert hatte.

Wie dankbar man an der Newa für diese Versicherungen sein mochte, sie genügten doch nicht, alle Zweifel zu zerstreuen. Was war die Bestimmung der Truppen, die sich in Galizien und Siebenbürgen unter dem Namen eines Reservekorps in nicht unbeträchtlicher Stärke, 30-40000 Mann, sammelten? So gab der Zar dem nach Wien zurück-

1. Martens III, 87.

2. que la Russie retrouverait le jour d'un accomodement un ami actif dans le camp français sans avoir rencontré un ennemi direct pendant la guerre. Diese Ausserungen wenigstens empfahl der Minister für die Audienz „morgen früh“. Vorträge 5. Mai 1812. H.-A.

3. vgl. Fain, Manuscrit de 1812. I, 31.

kehrenden Ritter v. Lebzeltern zwei neue Fragen mit auf den Weg. Er wollte wissen, was geschehen werde, wenn das Auxiliarkorps in die oesterreichischen Grenzen zurückgedrängt würde, und wünschte die Garantie zu haben, dass der Kaiser seine Mitwirkung nicht über ein Korps von 30000 Mann ausdehnen werde. Metternich umging die erste Frage, indem er die ihr zu Grunde liegende Voraussetzung dahin erweiterte, dass die französische Hauptarmee sich nach Oesterreich flüchte, und für diesen Fall natürlich Russland das Recht einräumte, von der Neutralität des Kaiserstaates abzusehen, der dann freilich seinerseits mit ganzer Kraft in Aktion treten würde; auf die andere dagegen bat er seinen Herrn rund und nett zu antworten, dass das zweite galizische und neunte siebenbürgische Korps nur zur Verteidigung seiner Provinzen aufgestellt wären. Darüber habe man auch in Dresden gegen Napoleon keinen Zweifel gelassen. Übrigens liege die Beschränkung auf die 30000 Mann des Hilfskorps schon in den Worten des Allianztraktates. Wolle der Zar das durch eine entsprechende Gegenerklärung[1] und die Zusicherung unverbrüchlichsten Geheimnisses erwidern, so werde er, Franz, sein Wort geben, dass seine Truppen gegen Russland nicht vermehrt würden.[2]

Das waren keine leeren Redensarten. Am 20. Juni ergingen Handschreiben an die Kommandierenden in Galizien und Siebenbürgen, die Metternich getrost an Stackelberg mitteilen konnte,[3] und Fürst Schwarzenberg, nunmehr zum Befehlshaber des Auxiliarkorps ernannt, erhielt die ausdrückliche Weisung, die bisherigen politischen Verhältnisse zu Russland, insoweit dies mit der Waffenehre ver-

---

1. nämlich, dass er sich eines Einfalls in oesterreichisches Gebiet enthalten werde. Für Abgabe dieser Erklärung wurde eine Frist von sechs Wochen gesetzt. Vgl. Oncken II, 94.

2. Vorträge Metternichs 22. Juni 1812. H.-A.

3. Vorträge Metternichs 20. u. 22. Juni 1812. H.-A.

einbar sei, zu berücksichtigen.[1] Die diplomatischen Beziehungen wurden nur äusserlich abgebrochen. Ein Mitglied der russischen Gesandtschaft, Herr v. Ott, durfte in Wien bleiben; Stackelberg selbst fand in der schönen Hauptstadt der grünen Steiermark ein angenehmes Asyl und empfing dort von Zeit zu Zeit die Besuche Lebzelterns und Briefe Metternichs, der seine ganze Liebenswürdigkeit aufbot, damit der Graf sich nach wie vor *comme chez nous* fühle.

Währenddem drang die französische Armee, von den tapfern, aber ungeschickt geführten Gegnern nur wenig aufgehalten, mit märchenhafter Schnelligkeit in das Innere des heiligen Russlands vor. Die Tage Alexanders des Grossen schienen wiederzukehren. Wer wollte sagen, ob nicht auch der neue Weltbezwinger seinen Siegeslauf erst am Ganges hemmen werde? Schon auf dem Marsch durch Preussen hatte man von dem Zug nach Indien sprechen hören.[2] In dem „letzten Kampf der alten Ordnung der Dinge gegen die Umwälzungspläne Napoleons“[3] konnte der völlige Sieg der letzteren nicht länger mehr zweifelhaft sein.

Das wenigstens war die Meinung in Wien. Hier gab man nichts auf die Propheten in der Wüste, die ohne gegen die unverzeihlichen Fehler der russischen Heerführung irgend blind zu sein, doch, falls nur Alexander fest bliebe, auf die unglaubliche Ausdauer der Truppen, den Opfermut des Volkes, die grosse Ausdehnung des Reiches, das Klima etc. allerlei Hoffnungen auf ein Russland günstiges Endresultat

---

1. Radetzky, Biographie S. 114. Von dieser Instruktion bis zum „Scheinkrieg,“ von dem Oncken (II, 94) redet, ist aber doch noch ein weiter Schritt; dass der nicht gethan wurde, weist überzeugend nach v. Angeli: Die Teilnahme des k. k. oesterreichischen Auxiliarkorps im Feldzug Napoleons I. gegen Russland. Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs 1884. S. 1 ff.

2. vgl. A. Pfister: Aus dem Lager des Rheinbundes 1812. Preuss. Jahrbücher 82, 440.

3. So nennt ihn Metternich (Nachgelassene Papiere II, 426).

gründeten.[1] Metternich schrieb schon am 31. August an Stackelberg, er könne nicht schildern, was in ihm vorginge, Europa auf eine Karte setzen und sie so ausspielen, das überstiege alles, worauf er gefasst gewesen sei;[2] und als dann vollends am 30. September der französische Legationssekretär La Blanche den auf einem Diner beim Grafen Ferdinand Palffy in Herrnals versammelten oesterreichischen Staatsmännern die seit einigen Tagen erwartete Nachricht von Moskaus Fall zugetragen hatte,[3] galt ihm der Untergang der europäischen Existenz Russlands als besiegelt. Auch der Brand der alten Zarenstadt, den man in Berlin weit besser zu würdigen verstand,[4] änderte nichts an dieser Überzeugung. Noch am 5. Oktober, als er schon davon wusste, vermass er sich selbst die Möglichkeit russischer Erfolge zu leugnen.

Aber während er mit überlegener Sicherheit erklärte: ich tilge aus meiner Berechnung die thätige Unterstützung einer Sache, die keine ist,[5] bereiteten sich schon die Ereignisse vor, die ihn vor die folgenschwerste Entscheidung seines Lebens stellen sollten.

---

1. vgl. die Beilage zum Bericht Zichys aus Berlin vom 3. Sept. 1812 und den Brief Hardenbergs an Metternich 4. Sept. 1812 bei Oncken I, 371 ff. u. 375 ff.

2. je ne saurais Vous dépeindre, mon cher Comte, ce qui se passe en moi. Mettre l'Europe sur une carte et la jouer ainsi surpasse sans doute tout ce à quoi nous pouvions nous attendre. H.-A.

3. Gentz, Tagebücher I, 262. Metternich erwartete die Nachricht schon 26. September. Vorträge. H.-A.

4. Oncken I, 21.

5. wie alle erwähnten Urteile über Russland: Metternich an Hardenberg 5. Okt. 1812. Oncken I, 378 ff.

Vita.

Ich, Friedrich Karl Luckwaldt, wurde als Sohn des Kaufmanns Karl Luckwaldt am 25. November 1875 in Stettin geboren. Von Michaelis 1884 bis Michaelis 1893 besuchte ich das Kgl. Marienstiftsgymnasium daselbst. Kurz bevor ich es mit dem Zeugnis der Reife verliess, wurde mir der Schmerz, meinen geliebten Vater durch den Tod zu verlieren (18. Juni 1893).

Vier Monate später bezog ich die Universität Berlin, anfangs um deutsche Philologie und Sanskrit zu studieren. Aber schon Sommer 1894 in Heidelberg entschied ich mich für Geschichte und verwandte Wissenschaften. Demgemäss trieb ich in den nun folgenden fünf Semestern, die ich auf den Universitäten Berlin, Tübingen, Göttingen, Wien und wieder Göttingen zubrachte, historische, kunst- und litteraturgeschichtliche, philosophische, staatswissenschaftliche, auch juristische Studien.

Vorlesungen hörte ich bei den Herren Professoren Aegidi, v. Bar, Braune, G. Cohn, Dambach, H. Delbrück, Erdmannsdörffer, H. Grimm, Heinzel, Huber, Kehr, Kleinschmidt, Kiepert, M. Lehmann, Lexis, Minor, J. Neumann, Rehnisch, D. Schäfer, Scheffer-Boichorst, E. Schmidt, Schmoller, R. Schröder, v. Sigwart, v. Treitschke †, R. Vischer, A. Weber, Weinhold, Wickhoff. An ihren Übungen liessen mich gütigst die Herren Professoren Delbrück, Kehr, M. Lehmann, D. Schäfer und R. Vischer teilnehmen.

Ihnen allen darf ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank sagen, insbesondere Herrn Prof. Max Lehmann, dem ich für die Anregung zu vorliegender Arbeit wie für mannigfachen Rat bei ihrer Vollendung tief verpflichtet bin.



